

Weltoffen – oder was ?!

Wie (in)tolerant der Bremer Campus wirklich ist

„Campus der Vielfalt“ - so nennt sich die Universität Bremen in ihrer Internationalisierungsstrategie. Es herrsche ein Klima der Weltoffenheit und die Verschiedenheit werde von allen Angehörigen der Hochschule als Mehrwert erkannt und geschätzt.

Chancengleichheit und Anti - diskriminierung zählen mittlerweile zu den Leitziele der einstigen Reformuniversität. Auf der Internetseite der jungen Hochschule loben die Verantwortlichen die Arbeit der durchaus zahlreichen Einrichtungen an der Universität gegen Diskriminierung und sehen in den reichlichen Auszeichnungen, wie dem Titel „Internationale Hochschule“, den die Uni 2012 erhielt, eine Bestätigung des Erfolgs ihrer Arbeit.

Doch wie viel dieser Strategien und Projekte kommt tatsächlich auf dem Campus an? Wie viel Toleranz und Nachsicht ist möglich an einem Ort, an dem Studenten darauf getrimmt werden möglichst schnell und erfolgreich ein Studium abzuschließen, wo das Bachelorsystem einen spätestens im zweiten Semester lehrt die Ellbogen auszufahren?

„Man kann es sich nicht leisten jemanden mitzuziehen, der nicht auf demselben Stand ist oder nicht mal richtig deutsch spricht.“, so ein deutscher Student. „Man hat keine Zeit diesen Kontakt auch für sich zu nutzen. Diese Gruppenarbeiten sind am Ende nur eine Belastung und kosten eventuell sogar Punkte. Ich bin nicht rassistisch“, fügt er hinzu „aber letztendlich muss ich auf mich selbst achten, wenn ich einen guten Abschluss will.“

Diese subtile, oft sogar unbewusste

Fremdenfeindlichkeit erschüttert die Betroffenen besonders.

„Wenn wir am Anfang des Semesters Gruppen bilden, bleibe ich immer alleine.“, berichtet eine polnische Gaststudentin. „Als ich zu meinem Dozenten gegangen bin, hat er die Seminargruppe aufgefordert mich in ein Team aufzunehmen – keiner hat sich gemeldet.“, erzählt sie traurig. „Schließlich musste ich wieder alleine arbeiten.“

Solche Erfahrungen teilen viele ausländische Studierende mit ihr.

Selbst wenn er mal das Glück habe einen Platz in einer Gruppe zu finden, so ein südafrikanischer Informatikstudent, ginge dort die Ausgrenzung weiter. „Wir wollten uns einmal an der Uni treffen um an einer Wochenaufgabe zu arbeiten. Als ich am Treffpunkt ankam, war keiner da. Ich habe lange gewartet und dann Einen aus der Gruppe angerufen. Er sagte, sie hätten schon alles erledigt und ich bräuchte mich um nichts zu kümmern.“

Dieses Gefühl, dass man ihnen nichts zutraue, kennen viele Studenten auf dem Bremer Campus – und nicht nur ausländische. „Ich bin hier geboren. Ich spreche fließend deutsch. Ich glaube nur an etwas anderes.“, schildert eine junge Deutsche. Was sie „anders“ macht? Sie trägt ein Kopftuch. „Meine Eltern kommen aus der Türkei, aber ich bin hier aufgewachsen. Ich habe genauso mein Abitur gemacht wie die meisten Anderen, die mit mir studieren und trotzdem zweifeln sie zunächst an meinen Fähigkeiten.“

Studierende würden zunächst „abchecken“, ob sie wirklich gut genug ist, um mit ihnen zu arbeiten. „ich fühle mich am Anfang immer unter

Weltoffen – oder was ?!

Wie (in)tolerant der Bremer Campus wirklich ist

Beobachtung. Auf dem Prüfstand, ob ich auch schlau genug bin. Ich muss immer erst beweisen was ich kann – die Anderen nicht.“ Ein Dozent habe ihr einmal vorgeworfen bei einer Hausarbeit betrogen zu haben. Das Deutsch sei zu gut gewesen, als dass sie „jemand wie sie“ geschrieben haben könnte. „Das war die direkteste Diskriminierung, die ich hier an der Universität je erlebt habe. Sonst ist es immer mehr eine allgegenwärtige Skepsis, als würden sie sich fragen, was eine mit Kopftuch an der Uni zu suchen hätte.“

Es sind gerade die zweifelnden Blicke, argwöhnischen Kommentare und stillen Ausgrenzungsversuche, die den Alltag auf dem Campus für ausländische Studierende und jene mit fremdländischen Wurzeln oftmals zum Spießrutenlauf machen. Viele nicht Betroffene sind sich dieser Situation gar nicht bewusst. Sie leben in der blinden Utopie, dass eine Universität immer ein Ort voll von Internationalität und Toleranz und frei von Vorurteilen sei. Junge, gebildete Akademiker sind schließlich nicht rassistisch, oder? Würde man sie fragen, würden vermutlich fast alle die Frage mit nein beantworten. Sie sind nicht rassistisch. Zumindest nicht bewusst.

Es ist nicht der Hass gegen eine andere Gruppen von Menschen, es ist die Liebe zu sich selbst und der Druck auf jeden Fall erfolgreich sein zu müssen. In unserer Individualgesellschaft ist keine Zeit mehr um eine kurze Pause oder eine kleinen Schlenker auf dem vorgezeichneten Weg zu machen.

Nein, der moderne Student steuert mit stoischer Miene auf sein Ziel zu – den Abschluss.

Dass man auf diese Art viele

Erfahrungen, die das Leben bereichern könnten, links liegen lässt spielt dabei keine Rolle. Im Dschungel von Credit Points und Abschlussnoten zählt nur der Erfolg.

Wie soll an einem Ort, an dem nur Leistung wichtig ist, Platz für kulturellen Austausch und Integration sein?

Die Potenziale, die in der Interkulturalität stecken, werden scheinbar kaum genutzt. Was ein Verlust ist – für alle Beteiligten, denn letztendlich sind wir alle Ausländer und müssen früher oder später in fremden Ländern bestehen. Was läge da näher, als den „Campus der Vielfalt“ als Erfahrungsquelle zu nutzen und uns vielleicht das ein oder andere Mal zu ermahnen, dass das Leben nicht aus Credit Points besteht.